

Literatur-Rundschau

Wilhelm Gräb/Jörg Herrmann/Kristin Merle u. a. (Hg.): „Irgendwie fühl ich mich wie Frodo ...!“ Eine empirische Studie zum Phänomen der Medienreligion. Frankfurt am Main u.a.: Peter Lang Verlag 2006 (= Religion – Ästhetik – Medien, Band 1), 321 Seiten, 49,80 Euro.

Über die Bedeutung des Films als Medium der Religionsvermittlung sind seit Beginn der neunziger Jahre schon verschiedene theologische Arbeiten veröffentlicht worden. Die vorliegende Publikation, erster Band der von dem evangelischen Theologen Wilhelm Gräb herausgegebenen Reihe Religion – Ästhetik – Medien, präsentiert die Ergebnisse eines dreijährigen Forschungsprojektes: Ziel ist es, die Vorstellung vom „Kino als Kanzel“ erstmals anhand empirischer Untersuchungen zu konkretisieren.

Ausgangspunkt der Studie ist die Annahme, „dass massenmediale Unterhaltung heute zum Teil die sinnstiftende Funktion erfüllt, die früher in weitaus stärkerem Maße von den Narrationen der christlichen Tradition erfüllt wurde“ (S. 18). Als Untersuchungsgegenstand dienen populäre Unterhaltungsfilme. Die Entscheidung für diese Einschränkung ist durchaus nachvollziehbar und stützt sich auf eine Richtung der jüngeren Forschung, zu der u. a. der Co-Autor der vorliegenden Untersuchung Jörg Herrmann („Sinnmaschine Kino“, Gütersloh 2001) oder Marianne Skarics („Popularkino als Ersatzkirche?“, Münster 2004; vgl. auch ihren Aufsatz in: ComSoc 2/2002) wichtige Beiträge geliefert haben. Die Auswahl ist auch nicht ausschließlich auf Hollywood-Blockbuster wie

„Castaway“, „Der Herr der Ringe“, oder „The Day After Tomorrow“ beschränkt. Eher zum Arthouse-Segment zählen Filme wie „The Hours“ oder „Lost in Translation“. Zudem beweisen die Steckbriefe der im Rahmen des Projekts befragten Personen, dass es nicht nur die populäre Massenware ist, die in Erinnerung bleibt. Es werden auch weniger bekannte Arthouse-Filme wie „Fiona“, „Sue“, „Noi Albinoi“, „Historias Minimas“ oder „101 Reykjavik“ genannt, wenn die Frage nach den letzten wichtigen Kinoerlebnissen gestellt wird.

Zu Recht weisen die Autoren darauf hin, dass die materiale, empirische Durchführung einer „praktisch-theologischen, religionsphänomenologischen Kulturhermeneutik“ (S. 23) noch in den Anfängen steckt. Die noch tastenden Versuche auf einem neuen Forschungsfeld führten u. a. dazu, dass das Projekt im Laufe der dreijährigen Laufzeit Veränderungen erfahren hat. Dieser dynamische Prozess spiegelt sich auch in der Abfolge der Beiträge und den unterschiedlichen Akzentuierungen des Forschungsinteresses in den verschiedenen Phasen. Ging es beispielsweise am Anfang nur um den Film, wurden im weiteren Verlauf das Kino als Ort der Rezeption und die Fankultur miteinbezogen.

Das Grundprinzip des Ansatzes besteht darin, ausgewählte Filme zunächst einer werkhermeneutischen Analyse zu unterziehen, um die Dimension des darin enthaltenen (religiös relevanten) Sinnangebotes zu ermitteln. Nach Sichtung der Filme haben die Autoren in Einzel- oder Gruppeninterviews die Rezipienten

danach befragt, welche Impulse sie aus dem Film mitgenommen haben. Im Vergleich von Sinnangebot und tatsächlicher Realisierung von Sinnimpulsen in der realen Rezeption wird in der Folge das Potenzial des einzelnen Films als Instanz religiöser Vermittlung konkretisiert.

Die Herausgeber weisen darauf hin, dass es sich um eine qualitative Studie handelt, die typische Rezeptionsmuster auf der Grundlage eines begrenzten Datenmaterials beschreibt. Für Generalisierungen ist die empirische Basis in der Tat zu schmal. Die Größe der zum jeweiligen Film befragten Gruppe von Rezipienten schwankt erheblich, und auch die Zusammensetzung der Gruppen variiert. So sind Rezipienten mit Kirchenbindung (Katholiken wie Protestanten) ebenso befragt worden wie Menschen ohne Bindung an eine Religionsgemeinschaft. Die letzte Gruppe hat allerdings ein deutliches Übergewicht: Von insgesamt 56 Befragten sind 33 konfessionslos, 17 Protestanten und 7 Katholiken. Diese Auswahl mag begründen, warum es bei den Ergebnissen der Befragungen durchgängig auffällt, dass die religiösen Inhalte nicht erkannt werden oder nicht explizit Erwähnung finden. Wenn überhaupt, dann sind es Menschen mit christlicher Sozialisation, die hier noch konkrete Bezüge herstellen. In der Tendenz sind es meist allgemeine Sinnfragen, die von den Filmen angestoßen werden. Zuschauer der Robinsonade „Cast Away“ fühlen sich animiert über „Bedeutsamkeiten im Leben nachzudenken“ (S. 63). In „Lola rennt“ wird der „gelebte Vollzug je eigener Identität im Widerstreit von begrenzter Freiheit und schlechthinniger Abhängigkeit“ (S. 91) als der entscheidende Gehalt des Films gesehen.

Die Ergebnisse bestätigen zwar Annahmen über mögliche Einflüsse

des Films, sind jedoch nicht immer überzeugend, wenn z. B. die Rezeption der „Truman Show“ nur durch zwei Einzelinterviews (beides Frauen) dokumentiert ist. Dies gilt auch für die Entscheidung, die „Herr der Ringe“-Trilogie einzubeziehen. Zwar liefert diese Superproduktion der Publikation einen Titel mit einer erhofft zugkräftigen Anspielung auf den Helden dieses Epos, aber die Aufgabe, den Film als Instanz religiöser Vermittlung einzuordnen, kann nur fragmentarisch bleiben. Zum einen sind Zuschauer nur nach dem dritten Teil befragt worden, obwohl sich Antworten zum Teil auf alle Teile beziehen, zum anderen erweist sich als Problem, dass Film- und Buchrezeption kaum auseinanderzuhalten sind. Die befragten Teilnehmer eines Tolkien-Stammtisches rekurrieren mehr auf das Buch als auf den Film.

Als parareligiöses Phänomen wird der Tolkien-Kult am Beispiel einer Fanveranstaltung unter dem Stichwort „Gemeindebildung“ einzufangen versucht, aber dieses Kapitel vermag nicht so recht zu überzeugen. Schon vom Sprachstil her fällt es heraus: Statt wissenschaftlicher Sprache dominiert plötzlich der Stil einer persönlich gefärbten Reportage („Wir erreichen den Flughafen Köln/Bonn freitags, kurz vor zehn Uhr, und fahren mit dem Taxi direkt nach Bonn ...“; S. 213). Und das Ergebnis ist letztlich vorhersehbar: Es zeigt sich, dass religiös motivierte Teilnehmerinnen aus der Gruppe der Befragten durch das Buch sozialisiert wurden, während bei denen, die in das Tolkien-Universum über den Film eingestiegen sind, nur ein „eher auf Oberflächen und Performances gerichtetes Interesse“ (S. 239) erkennbar ist.

Abschließend formulieren die Autoren die These, dass im Rahmen der Untersuchung das Religiöse „wesent-

lich nichts Substanziell-Inhaltliches ist, sondern eher der Vollzug der subjektiv-persönlichen Anverwandlung von filmischen Sinnmustern, auch in durchaus fragmentierter Gestalt“ (S. 293). Als zentrale Kategorie erwies sich dabei die der Authentizität, die als neues religiöses Paradigma gedeutet wird, da sich an ihr die Überführung der Unbedingtheitsdimension in das Leben des Einzelnen hinein vollziehe: „Es ist nicht mehr möglich, eine positive resp. negative Aussage zur Existenz Gottes zu tätigen – allein möglich ist die Feststellung des eigenen Seins mit der Hoffnung auf Selbst-Sein“ (S. 293). Filmische Sinnangebote gelten demnach nur für den Moment und kommen ohne Bezug zur Gottesfrage aus. Dieser Eindruck mag als Ergebnis der Interviews plausibel sein, es ist aber fraglich, welchen Gültigkeitsanspruch diese These haben kann, da nur Filme ausgewählt wurden, die nicht explizit religiöse Fragen stellen und die Befragten zum überwiegenden Teil keiner Religionsgemeinschaft angehörten.

Auch die Nachhaltigkeit von Film-erlebnissen muss ins Visier genommen werden: In den Interviews führen Befragte mitunter andere Filme an, die für sie auch nach längerer Zeit noch eine Bedeutung hatten. In der Medienbiografie eines jeden Einzelnen finden sich sicherlich Spuren von Filmen, die über den Augenblick hinaus Sinnfindungsprozesse beeinflussen haben.

Sicherlich sind Schwächen in der Anlage des Projekts und in einzelnen Teilen der Durchführung erkennbar und manche Fragen bleiben offen. Dennoch ist hier die Tür zu einem Untersuchungsfeld aufgestoßen, das noch ein großes Potenzial enthält. Die Habilitationsschrift des Co-Autors Jörg Herrmann, die sich unter dem Titel „Religion im Lebenslauf“

mit ähnlichen Fragen beschäftigt, steht kurz vor der Veröffentlichung und wird sicher der Diskussion weitere Impulse geben.

Peter Hasenberg, Bonn

Guy Marchessault (Hg.): *Témoigner de sa foi, dans les médias, aujourd'hui*. Ottawa: Les Presses de l'Université d'Ottawa 2005 (=Religions et croyances, Band 13), 496 Seiten, 36,10 Euro.

Dieses Buch ist das Ergebnis des Kolloquiums „Zeugen des Glaubens in den Medien“ („Témoins de la foi, dans les médias“), das im Juni 1999 an der St. Paul Universität Ottawa (Kanada) anlässlich des 150. Jahrestages der Universitätsgründung veranstaltet wurde. Kolloquium und Buch unterscheiden sich nicht nur in den Überschriften, auch der Aufbau des Themas und die innere Logik sind verschieden. Die entsprechende Bearbeitung dieser Publikation erklärt die Zeitdifferenz zwischen dem Kolloquium und der Veröffentlichung sechs Jahre später. Für den Leser, der an diesem Kolloquium nicht teilgenommen hat, ist das Buch eine Fundgrube.

Die Autoren spiegeln eine große Bandbreite wieder. Die Tatsache, dass das Kolloquium in einem zweisprachigen Land stattfand, erlaubte den Austausch englisch und französisch sprechender Akademiker, Journalisten und Kirchenvertreter unterschiedlicher Denkungsart, aber auch eine Begegnung von Repräsentanten dreier Kontinente: Afrika (Burundi und Elfenbeinküste), Europa (Italien, Schweiz und Frankreich) und Nordamerika (USA und Kanada). Für diese Publikation haben einige große und anerkannte Spezialisten auf dem Gebiet der Beziehung von Glauben und Medien ihren Beitrag geleistet –

genannt seien hier Pierre Babin (Gründer und ehemaliger Direktor von CREC-AVEX in Lyon, Frankreich), Robert White (damals Professor an der Gregoriana in Rom), Jean Bianchi (Katholische Universität von Lyon) oder Angela Ann Zukowski (Universität von Dayton, USA). Gleichwohl ist zu bedauern, dass asiatische und lateinamerikanische Autoren oder Vertreter anderer europäischer Länder (Belgien, Deutschland, Spanien, etc.) nicht zu Wort gekommen sind. Denn das Thema ist von Bedeutung: Sind der Glaube und das christliche Zeugnis mit der Mediengesellschaft vereinbar? Die verschiedenen Antworten auf diese Frage bestimmen Struktur und Aufbau des Buches: von deutlichen Vorbehalten bis hin zu großer Begeisterung.

Letztlich sind die Wurzeln des Evangeliums und des christlichen Zeugnisses diesem „Areopag der neuen Zeit“, der Welt der Kommunikation, sehr ähnlich. Ist nicht der Zeuge, der auf anderes verweist als auf sich selbst, der immer, wenn er „ich“ sagt, gleichzeitig auf Höheres als sich selbst verweist? Der wahre Zeuge ist auch der, der das Herz seines Publikums anzurühren weiß. Der Zeuge vermittelt weder Ideen noch Vorstellungen, noch eine Lehre: Dies ist die Aufgabe des Lehrers oder des Predigers. Der Zeuge verkörpert, drückt aus und zeigt eine gelebte Wirklichkeit. Beruhen die zwiespältigen Beziehungen zwischen christlicher Kultur und Medienkultur nicht auf einem „großen Missverständnis“? Hat die Kirche nicht ihre eigenen Grundlagen vergessen: die Kraft des Zeugnisses?

Mit dieser Frage verändern sich der Blickwinkel und der Tonfall dieses Buches. Pierre Babin formuliert dies so: „Einerseits drückt der Zeuge das aus, was während der Einsam-

keit gereift ist. Andererseits handelt er angesichts der Situation aus einem inneren Instinkt heraus. Wie der Wind weht, wo er will, weiß man nie, was er machen wird, was er sagen wird; man kann auch nicht das Ende voraussehen ... Der wahre Zeuge, den die ‚Medienmenschen‘ lieben, ist derjenige, der ‚ich‘ sagt“ (S. 259), der überrascht, der aus dem Rahmen fällt und der durch Inspiration und Glaubwürdigkeit sein Publikum fesselt. Beide Kulturen sollten sich gegenseitig befruchten: „Nicht nur für die Inkulturation kämpfen, sondern auch für eine ‚heilige Vermischung‘ der Kulturen und Rassen, das ist der neue Aspekt der Mission und des christlichen Zeugnisses“ (S. 258f.).

Dank der Vielfalt der Beiträge, so Guy Marchessault in seinem Schlusskapitel, wird dieses Buch zu einem „Mosaik“: Um es zu schätzen, seine Vielfalt und Inspiration zu genießen, muss man etwas Abstand gewinnen. Dieses Buch liefert Denkanstöße. Einer der zentralen Gedanken lautet, dass die „gegenseitige Befruchtung“ der Welt des Glaubens und der Medienwelt zu einer neuen Anschauung von Mission führt, die sich entfalten muss. Es ist das Glaubenszeugnis in den Medien, das in der Lage ist, die Herzen der Zeitgenossen anzurühren. Mit dem Wie haben sich aus verschiedenen Blickrichtungen die Autoren in diesem Werk befasst.

*Michel Philippart, Aachen
(Übersetzung aus dem
Französischen von Irmgard Ehler)*

Petra Klein: Henk Prakke und die funktionale Publizistik. Über die Entgrenzung der Publizistik- zur Kommunikationswissenschaft. Berlin: Lit Verlag 2006 (= Kommunikationsgeschichte, Band 23), 392 Seiten, 29,90 Euro.

Die Publizistik- und Zeitungswissenschaft stand in den ersten anderthalb Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg vor dem akademischen Aus. Eine ganze Reihe von Instituten war geschlossen worden. Auch in den verbliebenen Einrichtungen in Berlin (Emil Dovifat), München (zunächst mit Karl d'Ester, dann mit Hanns Braun) und Münster (Walter Hagemann) hatte es keinen wirklichen Neuanfang gegeben. Es fehlte dem Fach an Reputation innerhalb der Universität und in der Gesellschaft, vor allem aber gab es keinen berufbaren Nachwuchs. Diejenigen, die sich vor 1945 habilitiert hatten, kamen für eine akademische Karriere in der Bundesrepublik im Prinzip nicht mehr in Frage, und für neue Habilitationen reichte das Ansehen nicht, sodass die Fachvertreter auf entsprechende Versuche verzichteten oder dabei scheiterten.

In Münster verschärfte sich diese Situation nach der Suspendierung des Institutsleiters Walter Hagemann und dessen späterer Flucht in die DDR. Petra Klein geht in ihrer an der Universität Leipzig eingereichten Dissertation davon aus, dass mit dieser „umfassenden Krise“ die „Voraussetzung für eine wissenschaftliche Revolution bzw. einen Paradigmenwechsel im Fach gegeben“ war (S. 8). Sie hebt die sechziger Jahre als „das entscheidende Jahrzehnt für das Fach“ heraus und fragt nach der Rolle, die Hagemanns Nachfolger Henk Prakke für die institutionelle und theoretische Entwicklung der Disziplin gespielt hat. Der niederländische Verleger war 1960 zunächst als Übergangslösung nach Münster gekommen (er war damals schon 60 Jahre alt), blieb dann jedoch fast ein Jahrzehnt, entwickelte gemeinsam mit seinen Schülern die Lehre von der funktionalen Publizistik und leistete mit der Habilitation

von Winfried B. Lerg, Michael Schmolke und Franz Dröge einen Beitrag zur Lösung des Nachwuchsproblems im Fach. Zugleich möchte Petra Klein wissen, warum die funktionale Publizistik sich nicht gegen konkurrierende Ansätze hat durchsetzen können, sondern im Prinzip mit dem Abtreten Prakkes in Münster von der Bildfläche verschwand.

Auch wenn das Buch diese letzte Frage nicht wirklich beantworten kann, hat die Autorin Pionierarbeit für eine Fachgeschichte der Kommunikationswissenschaft geleistet. Vor allem für dieses „entscheidende Jahrzehnt“ wird die Arbeit zweifellos schnell zum Standardwerk werden. Die Verfasserin hat eine ganze Reihe von Quellen erschlossen (u. a. im Münsteraner Universitätsarchiv sowie in den beiden Nachlässen von Henk Prakke in den Niederlanden). Sie beleuchtet Prakkes biografische Wurzeln sowie seinen Werdegang als Verleger und Wissenschaftler, bietet Zusammenfassungen der Dissertation Prakkes und seiner publizistikwissenschaftlichen Arbeiten, die in den fünfziger Jahren in Groningen entstanden sind, und widmet sich dann ausführlich Prakkes „akademischem Abenteuer“. Dazu gehört auch eine Rezeptionsgeschichte der funktionalen Publizistik (in Münsteraner Abschlussarbeiten und darüber hinaus). Für die Güte von Kleins Recherchen sprechen nicht nur die vielen Literaturverweise in den Fußnoten, sondern noch mehr die ausführlichen biografischen Informationen zu den einzelnen Akteuren.

Eher unterbelichtet bleiben dagegen persönliche Beziehungen – zu den Kollegen in Deutschland und vor allem innerhalb des Münsteraner Instituts. Petra Klein hat zwar mit vier Zeitzeugen gesprochen (Michael Schmolke, Ursula Kill, Joachim Westerbarkey, Franz Dröge), „Atmos-

pharisches“ aber hat sich offenbar aus dieser Quelle nicht rekonstruieren lassen. Wer zum Beispiel war Prakkes Favorit für seine Nachfolge? Warum hat Franz Dröge mit seinem Ziehvater gebrochen? Um die Studentenunruhen am Münsteraner Institut und den folgenden Umbruch verstehen zu können, wird man auf andere Quellen zurückgreifen müssen. Auch die Entwicklungen in Nachbardisziplinen wie der Soziologie, in anderen Staaten (vor allem in den USA) sowie in der Medien- und Hochschulpolitik werden bestenfalls implizit behandelt und so als Einflussgrößen für die „sozialwissenschaftliche Wende“ der Kommunikationswissenschaft kaum sichtbar.

Diese Kritik soll die Leistung von Petra Klein aber nicht schmälern. Die erste umfassende Biografie von Henk Prakke ist gerade für diese Zeitschrift von besonderer Bedeutung. Religionspublizistik war neben den Entwicklungsländern das zweite „große neue Forschungsfeld“, das mit der funktionalen Publizistik in Münster verbunden war. Dafür steht nicht nur der Lehrauftrag, den Gerhard E. Stoll dort von 1962 bis 1969 wahrnahm, sondern noch viel mehr die Gründung von *Communicatio Socialis* 1968. Erste Herausgeber waren Franz-Josef Eilers, der bei Prakke promoviert hat, und Michael Schmolke. Petra Klein zeigt, dass neben der Aufbruchstimmung nach dem II. Vatikanischen Konzil vor allem Prakkes Interesse an Religionspublizistik an der Wiege dieser Fachzeitschrift stand.

Michael Meyen, München

Susanne Fengler/Stephan Ruß-Mohl: Der Journalist als „Homo oeconomicus“. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft 2005, 223 Seiten, 29,00 Euro.

Gleich zu Beginn machen Susanne Fengler und Stephan Ruß-Mohl ihren Anspruch deutlich: Mit Hilfe der Theorie der Ökonomik wollen sie Journalisten als rationale Akteure beschreiben, „die Eigeninteressen verfolgen und Tauschbeziehungen insbesondere mit ihren Informanten und Kollegen eingehen“ (S. 14). Ein zentrales Defizit bisheriger Journalismusforschung bestehe nämlich darin, dass die Eigeninteressen und die Rationalität journalistischen Handelns zu wenig thematisiert werden. Gerade dies würde die „Ökonomik“ als Forschungsmethode leisten. Die Verfasser verweisen ausdrücklich darauf, hier keine herkömmliche kommunikations- oder medienökonomische Analyse vorzulegen: Es gehe nicht (wenigstens nicht primär) um Fragen der Medienwirtschaft bzw. der Medienökonomie, sondern darum, ob und wie man das individuelle journalistische Handeln aus einer Perspektive erklären kann, die vorgibt, über ein allgemeines Modell menschlichen Verhaltens zu verfügen.

Dieses Modell geht - verkürzt gesagt - davon aus, dass Gesellschaft als ein kooperatives Unternehmen zum gegenseitigen Vorteil begriffen werden kann, und betrachtet das Handeln einzelner Akteure aus interaktiver Perspektive, d. h., es fragt stets nach dem Stellenwert des jeweiligen Gegenübers. Die Ökonomik liefert Aussagen über die Motive der Akteure. Allgemein setzt sie voraus, dass Menschen und Organisationen ihren Vorteil maximieren wollen, und sie tut dies ohne moralische Wertung; sie fragt also nicht, was etwa im Dienste ethisch begründeter Richtlinien geschehen soll.

Ist diese Perspektive tatsächlich in der Kommunikationswissenschaft bislang sträflich vernachlässigt worden? Nein, ist sie im Grunde gar

nicht, sagen die Autoren, denn es gäbe ohnehin längst Vorstellungen, die vom Modell eines rationalen Akteurs ausgehen. So macht etwa der Uses-and-Gratifications-Approach Interessen, Motive und Präferenzen des Publikums zum zentralen Erklärungsfaktor medienbezogenen Handelns, die Theorie der Nachrichtenfaktoren spricht den Nachrichten sogar den Status von Gütern zu, die einen Wert hätten, und auch die Theorie der Schweigespirale beruht implizit auf den Annahmen der Ökonomik, wenn sie etwa behauptet, der Einzelne verwerte die empfangenen Informationen rational mit Blick auf seine jeweilige Umwelt weiter (wenn er z. B. auf positive Verstärkung seiner Ansichten hofft, dann exponiert er sich, andernfalls hält er mit ihnen hinterm Berg). Doch dies geschehe alles implizit, ohne auf die Ökonomik explizit Bezug zu nehmen – und dieses Defizit soll nun beseitigt werden.

In der Journalismusforschung, so beklagen die Verfasser, sei vielfach von der Erwünschtheit eines gemeinwohlorientierten Journalisten die Rede, der über viel Wissen und hohes Verantwortungsbewusstsein verfügt – gleichsam als Voraussetzung für die Funktionstüchtigkeit des demokratischen Gesellschaftssystems werden diese Vorstellungen formuliert. In diesem Bild haben die Eigeninteressen der einzelnen journalistischen Akteure praktisch keinen Platz. Aus der Perspektive der Ökonomik agiere die Journalismusforschung – so die Autoren – eigentlich auf der Basis eines „Nirwana-Ansatzes“: So nennen die Ökonomen Theorien, die von einem „Idealstaat“ ausgehen, der von uneigennützigen Politikern und Bürokraten bevölkert wird, die nur im Interesse der Bürger handeln. Das Äquivalent sei der Mythos vom ausschließlich dem Ge-

meinwohl verpflichteten Journalisten – die Realität sei jedoch das Gegenteil: ein „irdisches“, von Eigeninteressen geleitetes journalistisches Handeln, bei dem stets der zu erwartende „Ertrag“ in Abhängigkeit vom zu leistenden Aufwand kalkuliert wird.

Dabei spielt die „Knappheit“ (sowohl in zeitlicher als auch in materiell-finanzieller Hinsicht) eine ganz wesentliche Rolle: Der „eigennützige“ Akteur ist z. B. Journalist bei einer Tageszeitung und möchte für eine aufwendige Reportage über Korruption recherchieren. Gleichzeitig ist er jedoch in das Tagesgeschäft seines Blatts eingebunden – und nun überlegt er: Soll er auf die Recherche verzichten und nur seine Pflichtaufgaben erfüllen, oder soll er sich an die Kür der Reportage wagen und seine anderen Aufgaben vernachlässigen? Er entscheidet sich für die aufwendige Reportage – und ein Blick auf die redaktionellen Rahmenbedingungen erklärt diese Entscheidung: An der Spitze der Zeitung hat soeben ein Wechsel stattgefunden, und der Journalist möchte sich beim neuen Chefredakteur einen Namen machen, denn er hat den schon lange vakanten Posten des Chefreporters im Auge – diese Präferenzen beeinflussen also die Entscheidung für die Reportage. Er will in der Redaktionskonferenz vorschlagen, von diversen Routineaufgaben entbunden zu werden, um die große Reportage durchzuführen, aber dort merkt er, dass er nicht der Einzige ist, der der neuen Führung auffallen möchte: Andere Kollegen schlagen Ähnliches vor, und die Möglichkeiten, seine Reportage zu realisieren, werden durch verschiedene Restriktionen (keine Entpflichtung von Routineaufgaben, kein Zusatzbudget etc.) beeinträchtigt.

Die Autoren spielen diesen Fall beispielhaft durch und bringen dabei

die Eckpfeiler des ökonomischen Modells zur Sprache: Akteure handeln unter den Bedingungen der Knappheit (1); sie werden, wenn sie Entscheidungen treffen, von Präferenzen geleitet (2); ihre Handlungsmöglichkeiten werden durch Restriktionen begrenzt (3); und in einer Interaktion verfolgen die beteiligten Akteure zugleich gemeinsame und konfligierende Interessen (4).

Die Autoren demonstrieren an diesem Fallbeispiel das Theoriegerüst der Ökonomik und beleuchten in diesem Kontext dann auch die Rahmenbedingungen des Journalismus, die Beziehung zwischen Journalismus und Öffentlichkeitsarbeit und abschließend das Verhältnis von Eigennutz und Gemeinwohl aus der Perspektive der Ökonomik im Journalismus. Was bleibt eigentlich noch von der Gemeinwohlorientierung im Journalismus, von seiner öffentlichen Aufgabe, das fragen sich die Verfasser selbst am Ende ihres Buches, an dem sie übrigens bekennen, dass sie ihn für eine funktionsfähige Demokratie als notwendig erachten. Ihre Antwort: Alle Institutionen, die sich um den Zustand des Informationsjournalismus sorgen, sollen darüber nachdenken, wie sich dieser Bereich fördern lässt. Ihr Ratschlag: über Anreize und nicht über Eingriffe.

Insgesamt handelt es sich bei dem hier vorgelegten Analyserahmen um einen ernst zu nehmenden Diskussionsbeitrag, der noch dazu dem stets gepflegten interdisziplinären Charakter unseres Fachs auf hervorragende Weise entspricht. Freilich lässt sich kritisieren, dass auch dieser Ansatz die Realität verkürzt, wenn er kommunikative Prozesse auf reine Tauschakte reduziert - aber diese Kritik lässt sich ohnehin an allen theoretischen Ansätzen üben, weil letztlich jede (vernünftige) Theorie nichts anderes als eine Perspekti-

ve auf die Wirklichkeit darstellt. Deswegen sind sich die Autoren auch bewusst - wenn sie ihrer Überzeugung Ausdruck geben, dass sich viele, „wenn auch beileibe nicht alle“ Entwicklungen im Journalismus mit dem in ihrem Buch zelebrierten Ansatz besser erklären lassen. Im Rahmen zukünftiger Bestandsaufnahmen diverser „Ansatzismen“ in unserem Fach ist dem „Homo oeconomicus“ jedenfalls mit ziemlicher Sicherheit ein Platz einzuräumen.

Roland Burkart, Wien

Mike Sandbothe/Ludwig Nagl (Hg.): Systematische Medienphilosophie. Berlin: Akademie Verlag 2005 (=Deutsche Zeitschrift für Medienphilosophie, Sonderband 7), 410 Seiten, 49,80 Euro.

Oliver Fahle/Lorenz Engell (Hg.): Philosophie des Fernsehens. München: Wilhelm Fink Verlag 2005, 203 Seiten, 29,90 Euro.

Ein Grundmotiv der abendländischen Philosophie ist das sich stets wandelnde Verständnis von Wirklichkeit. Da diese sich nur vermittelt erfahren lässt und ihre Erkennbarkeit immer wieder auch in Frage steht, fällt der Blick auf die Vermittlungsformen und Instanzen. Das ist die Geburtsstunde der Medienphilosophie. Medien werden im gleichnamigen monumentalen Grundlagenwerk der beiden Philosophen Mike Sandbothe und Ludwig Nagl nicht vorschnell als technische Verbreitungsmedien begriffen. Zunächst geht es um die sinnlichen Wahrnehmungsmedien Raum (Götz Großklaus), Zeit (Ralf Beuthan), das Wahrnehmung verarbeitende System Mensch (Michael Giesecke) und die menschlichen Nahsinne (Barbara Becker). Die Beiträge bereiten den Boden für die nachfolgenden „Philosophien“ der se-

miotischen und der technisch bedingten „Medien“.

Der semiotische Abschnitt beginnt bei einer analytischen Philosophie der Kommunikation (Peter Janich), die diese als soziale Handlung ausweist. Es folgen Philosophien des Körpers (Mathias Gutmann), der Sprache (Dieter Mersch), der Schrift (Christian Stetter), des Bildes (Lambert Wiesing), der Musik (Matthias Vogel), des Tanzes (Gabriele Klein) und des Theaters (Dieter Teichert). Das Spektrum ist breit und verdeutlicht, welcher Ausdrucksreichtum dem Menschen zur Verfügung steht. Unter den Beiträgen ist der Letztgenannte besonders hervorzuheben, da er den Lückenschluss zwischen der klassischen Literatur- und Theaterwissenschaft und dem neu und interdisziplinär aufgekommenen Forschungstopos der Theatralität liefert. Teichert zeigt den Bedeutungsverlust des Theaters bei gleichzeitiger sozialer Expansion des theatralen Prinzips - bis hin zu dessen Universalisierung.

Schließlich geraten die technischen Verbreitungsmedien in den Blick. Hier behandelt der Band die Stimme (Sybille Krämer), den Buchdruck (Reinhard Margreiter), die Fotografie (Bernd Stiegler), das Telefon (enttäuschend: Alexander Roesler), den Film (Lorenz Engell), das Radio (Christian Filk), das Fernsehen (Stanley Cavell), den Computer (Lutz Ellrich), das Internet (Mark Poster) und die Virtual Reality (Stefan Münker).

Der Band ist ein exzellentes Compendium, ein Hand- und Studienbuch. Doch er hat auch Mängel. Etwa die Hälfte der hier nachgedruckten Texte wie der Originalbeiträge kommt über summarische Darstellungen des Diskurses nicht hinaus. Was fehlt ist der Brückenschlag in die laufende Debatte. Vernachlässigt

wird das anstehende Zusammenwachsen der Einzelmedien zu Multi-medien. Sinnvoll gewesen wäre auch ein eigenständiger Beitrag zum Videorekorder oder DVD-Spieler bzw. -Rekorder (die als „Speichermedien“ nur bei Stanley Cavell Erwähnung finden). Ein weiteres Desiderat: eine Philosophie des Medienhandelns.

Ganz anders geht die Einzelmedientheorie zum Fernsehen vor. Dass eine „Philosophie des Fernsehens“ zum tragenden Motiv eines eigenen Sammelbandes wird, macht deutlich, dass die Spätphase des Mediums begonnen hat: Ein Medium wird beachtigt, das sich auflösen beginnt in Mischformen aus Internet, Video-on-Demand und ein wenig klassischem Programmfernsehen. Und da kann es vorkommen, dass die Abschiedseuphorie schon einmal überschwappt, wie dies den beiden Herausgebern, den Film- und Fernsehwissenschaftlern Oliver Fahle und Lorenz Engell, passiert ist. Denn sie trauen dem Medium eine Ablösung vom Menschen zu, ein autonomes Handeln, das auch in früheren Medientheorien bereits aufscheint - als ein selbst-denkendes Medium. Dem Computer oder den intelligenten Internet-Charakteren werden bereits erste Gedanken zugesprochen. Warum sollte dem Fernsehen mit seiner einflussreichen Ästhetik, die - wie die Herausgeber vermuten - sogar Denkstile präformiert und theoretische Entwicklungen wie den Radikalen Konstruktivismus beeinflusst haben, nicht prägend in diesem Sinne wirken? Nicht alle Beiträge gehen in diese Richtung oder fügen sich in den von den Herausgebern formulierten theoretischen Rahmen ein.

Der Nachdruck von Richard Diensts wichtigem Aufsatz über Heideggers Gedanken zur Herrschaft des Visuellen eröffnet den Band. Die Funktion des Fernsehens als die Eta-

blierung einer Ästhetik der Re-Visualisierung beschreiben Ralf Adelman und Markus Stauff. Dieser Beitrag, obwohl so nicht platziert, ist der eigentliche Grundlagen- und Einleitungsbeitrag des Bandes. Hartmut Winkler versucht sich in der Rehabilitierung der „couch potatoe“, womit der Abgesang auf das Fernsehen angestimmt wird. Am Ende folgt das Ende des Fernsehens. Das, so Engell, kann durch den Übergriff des Außen auf das Innen des Fernsehens eingeläutet werden. Doch das Fernsehen hat die Möglichkeit zum Ende nur durch seine Unendlichkeit. Denn mit ihm hat ein Genre den größten Erfolg gefeiert, das mittlerweile als einzige Kunstform gilt, die das Fernsehen je hervorgebracht hat: die Serie. Die Produktions- und Rezeptionsform des Seriellen macht dann doch letztlich wieder Hoffnung auf eine Zukunft des Fernsehens.

Lars Rademacher, Mannheim

Hans-Joachim Griep: Geschichte des Lesens. Von den Anfängen bis Gutenberg. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft/Primus-Verlag 2005, 239 Seiten, 26,50 Euro.

Den Schwerpunkt seiner Darstellung legt Hans-Joachim Griep, Literaturwissenschaftler an der Universität Essen-Duisburg, auf Epochen, die von der Leseforschung – zumal in der Kommunikationswissenschaft – stark vernachlässigt werden: Den Mittelpunkt bildet die Lesegeschichte im antiken Griechenland, in Rom sowie in der Spätantike und hier wiederum die durch das Christentum immer stärker beeinflusste Lesekultur. Lediglich ein knappes Kapitel ist dem Mittelalter bis zur Erfindung des Buchdrucks durch Johannes Gutenberg gewidmet, mit dem ein neues, das Lesen revolutionierendes Zeital-

ter begann: Im Zentrum steht mithin die abendländische Lesekultur. Gerne hätte man auch etwas erfahren über die Anfänge des Lesens in Asien, etwa im chinesischen oder japanischen Kulturkreis.

Der Autor versteht Lesen als eine Fähigkeit und ein Handeln, die durch die jeweilige gesellschaftliche Formation und ihre Klassenstruktur, ihr Kultur- und Bildungsideal sowie ihre politische Verfasstheit bedingt und zugleich bestimmt sind. Dieser implizite Ansatz bestimmt auch das Verfahren von Griep, der sich – jedenfalls soweit es seine Endnoten und sein Literaturverzeichnis ausweisen – erstaunlich wenig auf die einschlägige Forschungsliteratur stützt (vgl. dazu z. B. Handbuch Lesen, München 1999). Vielmehr wählt er seinen eigenen Weg zu den Quellen der ägyptischen und antiken Archäologie, der antiken Kultur- und Sozialgeschichte, der griechischen, hellenistischen und römischen Bildungs- und Erziehungsgeschichte, der frühen Kirchen- und vor allem der antiken Literaturgeschichte, aus denen er unmittelbare und mittelbare Hinweise oder Indizien auf das Lesen, seine Verbreitung und Techniken, seine Motive und Verhaltensweisen sowie nicht zuletzt auf seine gesellschaftliche Bedeutung ermittelt und erklärt.

Dabei geht es dem Verfasser stets darum, die engen Zusammenhänge herauszuarbeiten, die zwischen der Literatur und ihrer Einbettung in die Bildungs- und Erziehungsideale sowie die politischen Strukturen einerseits und den unterschiedlichen gesellschaftlichen Funktionen, Ausprägungen und Arten des Lesens auf der anderen Seite bestehen. Seien es die beiden großen Epen der griechischen Klassik oder ihre Rezeption im republikanischen Rom, seien es die ersten Unterhaltungsromane der römischen

Kaiserzeit oder die Bibel, die Apostelbriefe und das „Corpus Canonicum“ des frühen Christentums: Der Autor führt seinen Leser stets in die geistes- und kulturgeschichtlichen Ursprünge dieser Literaturen, um ihm dann die Auswirkungen für das Lesen und das Leseverhalten im jeweiligen sozialen und politischen Kontext verständlich zu machen.

Aber Griep zeigt mehr. Er schildert die Schreib- und Beschreibmaterialien, die Entstehung von öffentlichen Bibliotheken im Hellenismus und in Rom, ihre enorme Zunahme im 4. Jh. n. Chr., als es allein in Rom 39 gab, zugleich auch die politischen und kulturellen Ursachen für die Entstehung von Privatbibliotheken und ihre Bedeutung als Statussymbol der vermögenden Römer oder den mit Beginn der Kaiserzeit bereits florierenden Buchhandel. Und er stellt Überlegungen an über einen antiquarischen Reisebuchhandel in römischen Hafenstädten, um die Passagiere mit preisgünstiger Literatur für die langen Schifffahrten zu versorgen.

Das Buch liefert keine grundsätzlich neuen Erkenntnisse und Korrekturen der vorliegenden Forschung. Der Verfasser bietet vielmehr eine konzise Darstellung, die sich an einen Leser richtet, der nicht Experte in diesem Forschungsfeld, sondern an einem Überblick interessiert ist. An zahlreichen archäologischen und literarischen Quellenbeispielen veranschaulicht, stellt Griep diesem Leser die wichtigsten Entwicklungsstufen des Lesens von der Antike bis ins Mittelalter dar. Dazu gehören neben einer stark gerafften Entstehungsgeschichte des Alphabets um 1000 v. Chr. auch entscheidende Zäsuren der Lese-geschichte: etwa der Übergang vom lauten zum stillen Lesen in Athen im ausgehenden 5. Jh. v. Chr., die sich im 1. Jh. n. Chr. in Rom

allmähliche vollziehende Ablösung der annähernd 4000 Jahre gebräuchlichen *volumina*, der Buchrollen, durch den *codex*, die mit Wachs beschichteten hölzernen Schreibtafeln, die, miteinander durch Bänder zu einem Block zusammengefügt, die Urform des Buches darstellen, ferner der Verfall der Lesekultur mit dem Untergang des Römischen Reiches und die sich unter dem Einfluss des Christentums, der Kirchenväter und des kirchlichen Bildungswesens bzw. seinem -ideal seit dem frühen Mittelalter tief greifend wandelnden Motive und Stoffe der Lektüre.

Griep hat ein materialreiches und vor allen Dingen gut lesbares Buch geschrieben über die Entstehung und über die Epochen einer annähernd 4000-jährigen Entwicklung einer elementaren Kulturtechnik, das demjenigen, der durch diese Darstellung interessiert oder sogar fasziniert wurde, mancherlei Anregungen und Anknüpfungspunkte bietet für die weitere Lektüre über das Lesen.

Arnulf Kutsch, Leipzig

Dagobert Lindlau: Reporter. Eine Art Beruf. München, Zürich: Piper Verlag 2006, 366 Seiten, 22,90 Euro.

„Die Wirklichkeit braucht oft mehr Platz, als Zeitungen oder Sender herausrücken“ (S.9). Diesen Satz notiert Dagobert Lindlau gleich auf der ersten Seite seines Werkes am Ende des ersten Absatzes. Es ist ein Schlüsselsatz nicht nur für sein Buch, sondern dafür, warum Journalisten überhaupt (und wohl immer häufiger) das alte, langsame Medium Buch nutzen. Nur dieses ermöglicht ihnen, (so gut wie) frei von den üblichen medialen Imperativen des Raumes, der Zeit, der Konkurrenz und des branchenüblichen „Hinters-

Licht-Führens“ ihre journalistische Wahrheit zu protokollieren. So begegnen wir hier vielen Ereignissen, Reportagethemen, Investigationen und handelnden Personen, die Lindlau in den fünfzig Jahren seines Berufslebens beschäftigt haben, aber nicht, um nun vom Buchbinder zusammenzuleimen zu lassen, was bisher eine andere mediale Form hatte. Lindlau produziert systematisch einen intellektuellen Mehrwert und erklärt so auch den zuerst einigermaßen irritierenden Titel: „Eine Art Beruf“.

Das Buch ist keine eigentliche Autobiografie, wenngleich ein so prominenter TV-Reporter naturgemäß eine öffentliche Biografie hat, die es aus seiner Sicht zu korrigieren gilt: „So gut wie nichts von dem, was ich über mich gelesen habe, stimmt mit meiner Wahrnehmung von mir selbst überein“ (S.11). Aber die zum journalistischen Handwerk gehörende Skepsis, von der der Autor nicht ganz sicher ist, wie konsequent er sie auch gegenüber sich selbst walten lässt, bestimmt diesen Text in einem essentiellen Punkt. Lindlau bemüht sich um eine Ehrlichkeit, die er in der und durch die Öffentlichkeit verloren sieht, denn er vermutet, „dass die Angst vor kritischer Häme mehr Redlichkeit in Wort und Schrift verhindert als Eitelkeit und selektive Wahrnehmung zusammen“ (S.12). Das klingt apodiktisch; und dieses Reporters Sache ist nicht die systematische Analyse einer solchen Behauptung, aber die Geschichten, die er dann als Beweisstücke herbeierinnert, sind allemal eindrucksvoll und zwingen zur Reflexion.

Lindlau selbst ging in eine überraschende Schule, denn er lernte Anfang der sechziger Jahre während der Arbeit an einer TV-Dokumentation in Frankfurt Max Horkheimer kennen. Wer in vielen Arbeiten des Reporters

Lindlau immer wieder eine für dieses Gewerbe ungewohnte Mischung aus Scharfsinn und philosophischer Naivität als Hintergrundsrauschen zu vernehmen meinte, der erfährt nun warum: Der um 35 Jahre ältere Protagonist der Kritischen Theorie war ein Mentor der besonderen Art für einen der Pioniere, der das Fernsehen als eigenständige publizistische Veranstaltung schuf und prägte. Schön, dass das hier festgehalten wurde und damit auch, warum „exakte Phantasie“ Philosophie und Journalismus verbindet. Zu der Fernsehreihe „Unterricht in Demagogie“, die die beiden planten, kam es leider nicht mehr. Horkheimer starb 1973. Aber in nicht wenigen Kapiteln dieses Buches wird die darin intendierte kritische Idee eingelöst: den Blick hinter die allenthalben von Demagogie (Public Relations, Spindoktoren, Desinformation, politischer Lüge und und ...) errichteten Kulissen zu lenken. Pressekonferenzen waren immer Veranstaltungen, die Dagobert Lindlau eher gemieden hat.

Den allergrößten Nutzen können aus diesem Buch sicherlich praktizierende und angehende Reporter aller Genres und Medien gewinnen. Lindlau schreibt nicht *über* sein Handwerk, sondern erzählt *von* ihm: wie er an seine Recherchen kam, wie man verhindert, den professionellen Täuschern auf den Leim zu gehen, was man vom amerikanischen Journalismus lernen kann (der investigative Journalismus ist solch ein Import, an dem er direkt beteiligt war!), warum man selbst in gefährlichen Milieus nur ausnahmsweise in Todesangst leben muss, warum man manchmal gegen falsche Zeugen nicht gefeit ist, wie es zu einer falschen Berichterstattung kommen kann, warum Informationen von Nachrichtendiensten auch etwas taugen können und Dissidenten, un-

brauchbare, ja brandgefährliche (siehe Irak) Quellen sind.

Ausführlich ist am Beispiel seiner Berichterstattung aus dem Rumänien Ceausescu davon die Rede, was passiert, wenn man sich an solche Regeln hält. Man gerät in Gefahr, zum belächelten Außenseiter zu werden, weil auch der Journalismus dann und wann in eine Art Massenpsychose gerät.

Naheliegenderweise liest sich manche Passage auch wie ein Beitrag zur Mediengeschichte; gerade das in den fünfziger Jahren *neue* Medium Fernsehen hat seine Technik im Laufe der Jahrzehnte immer rascher verändert. Nicht selten – so erfährt man hier – muss die journalistische Qualität dieser technischen Rasanzen erst und immer wieder abgerungen werden. In dieser Hinsicht ist Lindlau auch ein Apologet des öffentlichen Rundfunks, den er schon immer – und auch hier wieder – äußerst (selbst)kritisch unter die Lupe nahm.

Das einschlägige Kapitel, eines der umfangreichsten, ist „Eingeweihte“ überschrieben. Seine eigene stauenerregende professionelle Bilanz wäre jedenfalls in deutschen Privatsendern undenkbar und ist auch in den großen amerikanischen Häusern, die er mit kollegialer Sympathie beobachtete, die Ausnahme. Aber offensichtlich war damit jahrzehntelang eine zermürbende Auseinandersetzung verbunden, der Widerstand gegen die – auch von vielen Kollegen beförderte – „Herausgabe der Sender an Parteien und Verbände“ (S.290). Die Geschichten, die der Autor erzählt, sind erschreckend genug, aber dass ihm diese Zustände und Erlebnisse allmählich den Glauben nicht

nur an die Parteiendemokratie bundesdeutschen Zuschnitts vergällen, sondern ganz grundsätzlich den an die Repräsentativdemokratie, das stimmt einen bei der Lektüre geradezu traurig.

Im ebenfalls umfangreichen Schlusskapitel spielt er essayistisch und sich vieler politischer und wissenschaftlicher Kronzeugen versichernd die Frage durch, wie sich dieses Ordnungssystem gegen die „Arroganz der politischen Parteien, gegen die Servilität von Verfassungsrichtern, gegen den Egoismus von Interessenverbänden, gegen weltliche und religiöse Engstirnigkeit und gegen den Schwindel parteipolitischen Marketings“ (S.365) retten lässt. Überschieden ist das als „Rendezvous mit einer Utopie“ und weist Lindlau als einen – eher pessimistischen – kritischen Theoretiker aus.

Dieser Reporter war und ist in der Tat mehr als *nur* ein Reporter, deshalb also im Titel „eine Art Beruf“. Solche Kunst der Reportage ist anderes als bloßes Handwerk: eine Haltung, eine universelle Empathie, eine omnipräsente Sensibilität und eine intellektuelle Unbestechlichkeit, die sonst bestenfalls in der Autonomie einer künstlerischen oder schriftstellerischen Existenz gelingt. Wer wissen will, wie man diese Haltung zur Welt auch in der berufsbedingten Einbindung in eine riesige Bürokratie bewahren kann, der lese dieses Buch. Weil es das Werk eines Journalisten ist, ist die Lektüre leicht, angenehm, ja spannend; vom Inhalt lässt sich das nicht sagen: Er ist kritisch bedrängend, besorgniserregend, aber am Ende nicht ganz ohne utopische Hoffnung.

Wolfgang R. Langenbucher, Wien